

Michael Schneider

Die liberale Demokratie – Höhe- und Endpunkt der Geschichte?

Zu Francis Fukuyamas universalhistorischen Betrachtungen

Francis Fukuyama, *Das Ende der Geschichte. Wo stehen wir?*, Kindler Verlag, München 1992, 511 S., Ln., 42 DM.

Nach seinem 1989 publizierten Aufsatz, in dessen Titel allerdings noch ein Fragezeichen hinter der These vom »Ende der Geschichte« zu finden war¹, hat Francis Fukuyama nun ein Buch vorgelegt, in dem er geschichtsphilosophische Betrachtungen auf den Spuren Kants, Hegels und Nietzsches mit weltumspannenden historisch-politologischen Beobachtungen verknüpft. Daß es ihm trotz des (notwendig) hohen Abstraktionsniveaus der Analyse gelungen ist, ein durchgängig leicht lesbares und gut verständliches Buch zu schreiben, das zudem – nicht zuletzt wegen der thesenhaften Zuspitzungen und Generalisierungen – eine überaus anregende Lektüre bietet, sei mit besonderem Lob erwähnt.

Fukuyamas zentrale Frage lautet: »Ist es – am Ende des 20. Jahrhunderts wieder – sinnvoll, von einem kohärenten und zielgerichteten Verlauf der Menschheitsgeschichte zu sprechen, der letztlich den größten Teil der Menschheit zur liberalen Demokratie führen wird?« (S. 13) Zumindest am Beginn seines Buches meint er diese Frage mit einem ebenso deutlichen wie irreführenden »Ja« beantworten zu können.

Der Siegeszug der liberalen Demokratie auf kapitalistischer Grundlage basiere darauf, daß sie – und nur sie – die Prinzipien von Vernunft und Freiheit realisiere. Demokratie und Liberalismus seien – so Fukuyama – im historischen Prozeß aufs engste miteinander verbunden, verwirklichen sie doch nur gemeinsam auf rationale Weise die Prinzipien individueller politischer Partizipation in einem rechtsstaatlich fundierten System persönlicher Freiräume. (S. 79 f.) Die Effektivität des Systems sei darauf zurückzuführen, daß nur der Liberalismus mit der Anerkennung des Rechts auf freie wirtschaftliche Betätigung und wirtschaftlichen Verkehr auf der Grundlage von Privateigentum und Märkten (S. 81) und mit der kontinuierlichen Umsetzung des Fortschritts der Naturwissenschaften (S. 124 ff.) in der Lage sei, die Grundbedürfnisse des Menschen nach Wohlstand und Anerkennung seiner Würde zu erfüllen.

Fukuyamas These lautet also: »Während frühere Regierungsformen schwere Mängel und irrationale Züge aufwiesen, ist die liberale Demokratie bemerkenswert frei von solchen fundamentalen inneren Widersprüchen.« (S. 11) Zwar will Fukuyama nicht behaupten, daß es keine Ungerechtigkeiten oder sozialen Probleme mehr gebe, diese »Unzulänglichkeiten sind jedoch auf eine unzureichende Verwirklichung von Freiheit und Gleichheit, den beiden Grundprinzipien der modernen Demokratie, zurückzuführen und nicht auf die Prinzipien selbst.« (S. 11)

Die historisch-politische Hochschätzung der liberalen Demokratie wird von Fukuyama in geschichtsphilosophische Dimensionen übertragen, glaubt er doch davon ausgehen zu können, daß die liberale Demokratie »möglicherweise« den Endpunkt nicht nur der ideologischen Evolution der Menschheit, sondern »zugleich die endgültige menschliche Regierungsform« darstelle. (S. 11) Wenn eine Gesellschaftsform erreicht sei, die den tiefsten

¹ Francis Fukuyama, *The End of History?*, in: *The National Interest* 16, Sommer 1989, S. 3–18.

Sehnsüchten der Menschen entspricht, dann sei das Ende der Geschichte eingetreten. Freilich werde es weiterhin Ereignisse, auch Kriege, Krisen und Katastrophen, aber eben »keinen weiteren Fortschritt der Entwicklung grundlegender Prinzipien und Institutionen« mehr geben, »da alle wirklich großen Fragen endgültig geklärt wären.« (S. 13) Und genau diesen Zeitpunkt sieht Fukuyama offenbar erreicht, könnten wir uns doch heute »nur schwer eine Welt vorstellen, die von Grund auf besser ist als die, in der wir leben, oder uns eine Zukunft ausmalen, die nicht demokratisch und kapitalistisch geprägt ist.« (S. 83 f.) Eine solche Weltsicht kann man wohl nur als Angehöriger der Mittelschichten der westlichen Industrienationen entwickeln. Zwar – so räumt auch Fukuyama immer wieder ein – lasse sich auch in den liberalen Demokratien der Gegenwart vieles verbessern, aber an der Richtigkeit der Prinzipien ändere das nichts.

Nicht zuletzt deswegen meint Fukuyama erwarten zu können, die Prinzipien der liberalen Demokratie würden sich weltweit durchsetzen. Das würde bedeuten, daß sowohl in den internationalen Beziehungen als auch innerhalb des jeweiligen nationalen Systems keine Widersprüche mehr vorhanden wären, aus denen ein Fortgang der Geschichte herzuleiten wäre. Schauen wir zunächst auf die internationalen Beziehungen: Auf den ersten Blick scheint es, als beurteile Fukuyama die Chancen des Friedens überaus optimistisch: Liberale Demokratien würden – das zeige die Geschichte – keine Kriege anfangen. Und da sich – so kann man die Argumentation weiterführen – nach und nach immer mehr Nationen zu den Prinzipien der liberalen Demokratie bekennen (Tabelle S. 86 f.), müßte eine Periode des Friedens anbrechen. Doch Fukuyama sieht auch die Gegentendenzen, die seine Argumentation letztlich zerstören müssen. Denn: »Einerseits wird die Menschheit immer einheitlicher, das liegt an der modernen Ökonomie und Technologie und daran, daß sich der Gedanke der rationalen Anerkennung als einzig legitime Grundlage einer Regierung auf der ganzen Welt verbreitet hat. Andererseits ist allenthalben Widerstand gegen diese Vereinheitlichung spürbar. Überwiegend auf der Ebene unterhalb der Politik machen sich kulturelle Faktoren mit einer eigenen Identität bemerkbar, die letztlich die bestehenden Barrieren zwischen Völkern und Nationen verstärken.« Also werde die Nation »weiterhin ein zentraler Pol kultureller Identifikation« bleiben, »auch wenn sich in Zukunft immer mehr Nationen wirtschaftlich und politisch ähnlich organisieren«. (S. 331 f.)

Dementsprechend sei damit zu rechnen, daß für die Zukunft post-historische (friedliche) Länder den noch in den Regeln der Machtpolitik und zugleich in der Geschichtlichkeit befangenen Ländern gegenüberstehen werden. (S. 371) Allerdings bricht Fukuyamas Optimismus durch, wenn er meint annehmen zu können, zwischen diesen beiden Welten werde es wenig Austausch und demgemäß wenig Auseinandersetzung geben. (S. 372) Der sich zur Zeit abzeichnende Konflikt zwischen dem islamischen Fundamentalismus und den Prinzipien der liberalen Demokratie stört diese Annahme nicht, weil Fukuyama dem Islam, der zwar wie Liberalismus und Kommunismus eine kohärente Ideologie sei, bescheinigt, er übe außerhalb seines angestammten Kulturkreises keine Anziehungskraft aus. (S. 83) Er erörtert indessen nicht die Frage, ob »der« Islam nicht auch ohne Anziehungskraft durchaus zu einer Bedrohung für Bestand und erst recht Ausdehnung der Prinzipien der liberalen Demokratie werden könnte.

So wie Fukuyama im Hinblick auf das internationale System mögliche Gefährdungen minimiert, um den Geschichtstrend zur liberalen Demokratie um so strahlender hervortreten zu lassen, so stuft er auch die Unzulänglichkeiten der Realität innerhalb liberaler Demokratien zu wenig bedeutenden Abweichungen von den Prinzipien herab. Jedenfalls dürfen – so die Logik der Argumentation – etwaige Schwächen wie soziale Ungerechtigkeiten und Umweltprobleme nicht den Rang eines systemimmanenten Widerspruchs erhalten. Denn es stellt sich die Frage: »Gibt es in unserer heutigen liberal-demokratischen Gesellschaftsordnung Widersprüche, die vermuten lassen, daß sich der historische Prozeß fortsetzen und eine neue, höhere Ordnung hervorbringen wird? Ein solcher Widerspruch

würde vorliegen, wenn wir eine Ursache für soziale Unzufriedenheit erkennen könnten, die so gravierend wäre, daß sie in letzter Konsequenz zum Zusammenbruch der liberaldemokratischen Gesellschaften führen könnte [. . .].« (S. 195) Ein Problem wird also erst dann zum Widerspruch, wenn es sich im Rahmen des Systems nicht lösen läßt und die Legitimität des Systems untergräbt.

Durchgängig fällt auf, daß Fukuyama sich weigert, eines der realen Probleme, die er durchaus anspricht, in den Rang eines Widerspruchs zu erheben. Allenfalls deutet er an, daß die Demokratie »mit zunehmender Komplexität der Gesellschaft« »nicht unbedingt funktioneller« werde; ganz ohne den gewohnten Optimismus fährt Fukuyama fort: »vielmehr scheitert sie [die Demokratie], wenn die Vielfalt eine gewisse Grenze überschreitet.« (S. 176) Aber die Basis raubt Fukuyama seiner eigenen These vom »Ende der Geschichte« mit dem Hinweis auf folgende »anthropologische Konstante«: die Menschen – so meint er – »wollen Ideale, für die sie leben und sterben können, und sie wollen ihr Leben riskieren, auch wenn durch die Ordnung des internationalen Staatensystems der Krieg nicht mehr möglich ist. Diesen Widerspruch hat die liberale Demokratie noch nicht gelöst.« (S. 416) Und außerdem stellt er fest: »Keine Regierungsform, kein »sozio-ökonomisches System«, ist in der Lage, alle Menschen an allen Orten zufriedenzustellen, auch die liberale Demokratie nicht. Das liegt nicht daran, daß die demokratische Revolution noch nicht beendet ist und noch nicht alle Menschen in den Genuß von Freiheit und Gleichheit gekommen sind, im Gegenteil, die Unzufriedenheit entsteht gerade dort, wo die Demokratie am vollständigsten triumphiert hat. Die Unzufriedenheit besteht wegen Freiheit und Gleichheit. Und wer unzufrieden geblieben ist, wird immer den Wunsch verspüren, die Geschichte neu zu beginnen.« (S. 440 f.)

Der Schluß des Buches ist verblüffend: Wird am Anfang die Frage nach dem Ende der Geschichte ausdrücklich positiv beantwortet, so ist nun plötzlich alles offen: Wenn erst einmal alle Menschen im sicheren Hort der liberalen Demokratie angekommen sind, dann mag – vermutet Fukuyama – vielleicht ein neues Reiseziel ins Auge gefaßt werden. (S. 446)

Die Widersprüchlichkeit der Aussage des Buches ist nicht verwunderlich. Souverän benutzt Fukuyama die Geschichte der letzten 200 Jahre als Steinbruch, um Argumente für die Abstützung seiner Grundthese herauszuklauben – und ebenso souverän mißachtet er dabei Entwicklungen und Probleme, die nicht in sein Bild passen.

Fukuyamas Analyse ist Ausdruck eines politischen Selbstverständnisses, wie es wohl nur in einer Zwischenphase gedeihen kann. Sein Optimismus, was den weltweiten Sieg der liberalen Demokratie anbelangt, konnte nur *nach* dem Zusammenbruch der kommunistischen Diktaturen und *vor* der Herausbildung neuer Konfliktlagen gedeihen. So wie Hegels Ideen *nach* Französischer Revolution und Napoleonischem Krieg und *vor* der Herausforderung der »sozialen Frage« formuliert wurden, so atmet Fukuyamas Argumentation die Siegestimmung einer »Zwischenzeit« – weil neue Konflikte allenfalls zu erahnen, aber noch nicht konkret erkennbar sind.

Zu den Schwächen von Fukuyamas Analyse gehört die eindimensionale Reduktion der geschichtswirksamen Kräfte auf die »kohärenten« Ideologien wie Liberalismus und Kommunismus. Zwar mag man in einer geschichtsphilosophischen Betrachtung in universalhistorischer Absicht mit Idealtypen von Liberalismus, Demokratie, Kapitalismus usw. arbeiten können, für eine historische Analyse können jedoch die nationalen und zeitlichen Differenzierungen und Wandlungen nicht ausgeklammert werden: Es gab und gibt nicht *den* Kapitalismus oder *den* Liberalismus; beide haben sich – nicht zuletzt wegen des Einflusses ideologisch-politischer Herausforderungen – verändert. Außerdem ist zu fragen, ob nicht die von Fukuyama als Unzulänglichkeiten eingestuft Schwächen des Systems auf immanente Widersprüche hindeuten: Können soziale Ungerechtigkeiten nicht eine zwangsläufige Folge des dem Kapitalismus immanenten Leistungsprinzips sein? Ist nicht Naturzerstörung eine zwangsläufige Folge des Wachstumspostulats?

Schließlich reflektiert Fukuyama nicht ausreichend das Wechselverhältnis zwischen gesellschaftlichem Wandel, Bedürfnissen und politischer Kultur. Selbst wenn man annimmt, daß die liberale Demokratie auf kapitalistischer Grundlage »den« Bedürfnissen »der« Menschen in der heutigen (post)industriellen Gesellschaft entspricht, so bedeutet doch diese Festlegung nicht, daß dies so bleiben muß, wenn sich die Strukturen einer postindustriellen Gesellschaft so weit gefestigt haben, daß man sie mit einem »neuen« inhaltsbezogenen Begriff benennen könnte. Also: Selbst wenn nicht auszuschließen ist, daß mit den Prinzipien der liberalen Demokratie – nicht zuletzt dank der Überformung durch soziale Gedanken – die Geschichte politischer Ideen für das Industriezeitalter einen Höhe- und Endpunkt erreicht hat, so stellt sich die Frage, was das über die Entwicklung des nächsten Jahrhunderts, der nächsten Epoche aussagt. Was, wenn das von Fukuyama gepriesene naturwissenschaftliche Denken scheitert oder angesichts weltweiter Krisen und Umweltkatastrophen entlegitimiert wird? Was, wenn sich der in den westlichen Industrieländern in Ansätzen erkennbare Prozeß des Wertewandels beschleunigt? Oder konkreter: Was, wenn sich die Rassenspannungen, die sich im Frühjahr 1992 in den USA gewaltsam entladen haben, weiter verschärfen? Was, wenn das Nord-Süd- und das West-Ost-Gefälle zu sozialen und politischen Verwerfungen in den hochentwickelten liberalen Demokratien und/oder zu internationalen Auseinandersetzungen führen? Wird man also etwa entstehende interne und externe Konflikte nur als Kampf um des Kampfes willen, nur als Aufbegehren gegen die satte Selbstzufriedenheit bourgeoisen Lebens abtun können?

Daß sich diese Fragen – und gewiß noch viele mehr – bei der Lektüre aufdrängen, spricht für das Buch. Nur sollte man sich davor hüten, die Hauptthesen vom weltweiten Sieg der liberalen Demokratie als Idee *und* Realität allzu wörtlich zu nehmen.